

Gipfel-Sieg: Der Wille versetzt Berge - zum Hören

25.2.2026

Sabrina Nitz & Michael Köhlmeier

Intro: Willkommen bei „Gipfelsieg: Der Wille versetzt Berge - zum Hören“, dem Podcast-Format der gleichnamigen ORF Fernsehsendung. In jeder Folge begegnen sich zwei Menschen auf Augenhöhe, die auf unterschiedlichste Weise schwere und ehrgeizige Lebensabschnitte zu einem persönlichen Gipfelsieg gemacht haben. Die Sendereihe wurde von 2012 bis 2024 mit insgesamt 40 Folgen auf ORF III ausgestrahlt. Im Podcast „Inklusion gehört gelebt“ erscheint jetzt alle zwei Wochen eine Folge zum Nachhören. Initiatorin des Formats ist Marianne Hengl. Moderiert wird die Reihe von Barbara Stöckl.

Stöckl: Ich begrüße Sie sehr herzlich, meine Damen und Herren, zu unserer elften Ausgabe der Gesprächsreihe Gipfel-Sieg: Der Wille versetzt Berge. Und ich freue mich heute auf zwei Gäste, die beide geübt sind im Umgang mit den Höhen und Tiefen des Lebens. Er ist einer der meistgelesenen deutschsprachigen Autoren, Michael Köhlmeier. Das Schreiben, das ist für ihn Ausdruck der Lebens-, auch der Überlebenskraft. Das hat ihm schon oft geholfen, auch über Schicksalsschläge und Lebenskrisen hinweg. Durch seine Mutter, die im Rollstuhl saß, hat er auch einen Einblick in ein Leben mit Behinderung bekommen, als Sohn, als Angehöriger. Und damit teilte er eine Erfahrungswelt mit Sabrina Nitz. So wie Michael Köhlmeier stammt auch Sabrina Nitz aus Vorarlberg. Sie hat durch eine sehr seltene Erkrankung eine Behinderung von Geburt an, eine Versteifung der Gelenke an Armen und Beinen. Sie sitzt im Rollstuhl und sie steht fest im Leben. Als Mutter eines kleinen Sohnes und sie ist auch berufstätig im Verein Reiz-Selbstbestimmtes Leben. Nun, was heißt so ein selbstbestimmtes Leben? Welche Form der Unterstützung brauchen Menschen mit Behinderung? Wie ist die Situation für Angehörige? Über all das wollen wir gleich reden. Wir sind heute zu Gast in Vorarlberg im Silvretta-Montafon. Hier im Hochjoch-Gebiet hat man einen wunderbaren Ausblick auf 200 Gipfel, einen wunderschönen Fernblick, ein idealer Austragungsort also für ein Gespräch mit Weitblick. Initiiert wurde auch dieser Gipfelsieg von der Obfrau von RollOn Austria, von Marianne Hengl.

Wir haben insgesamt drei Seilbahnen, wo barrierefreie Auffahrt möglich ist. Wir haben in den dazugehörigen Restaurants auch Lifte eingebaut, also dass die Wege machbar sind. Es ist natürlich teilweise noch ältere Infrastruktur, aber das sehen wir jetzt Zug um Zug am Aufrüsten.

Und ich bin mir hundertprozentig sicher, dass diese Sendung heute eine richtige Plattform ist, um einfach wieder einmal nachzudenken, wo stehe ich im Leben, wo will ich hin im Leben und was ist wichtig im Leben.

Heute ein Gipfelsieg mit Michael Köhlmeier und Sabrina Nitz aus dem Silvretta-Montafon, dem Hochjochgebiet, wo man einen wunderbaren Ausblick hat. Sabrina, was bedeutet die Bergwelt für Sie, der Blick in die Berge, wenn man sie denn selbst nicht ergehen oder erklettern kann?

Nitz: Auf jeden Fall. Es ist auch ein Stückchen Heimat. Da ich natürlich hier in Vorarlberg aufgewachsen bin, bin ich sehr mit den Bergen auch verbunden. Wobei es natürlich für Rollstuhlfahrer, wie es in meinem Fall ist, natürlich auch eine gewisse Barriere darstellen. Aber wie heute jetzt die Anreise da war mit der Gondel und hier oben alles recht gut barrierefrei zugänglich ist, genieße ich das natürlich sehr, so der Weitblick in das Tal hinunter und es wirklich ganz, ganz schön ist.

Stöckl: Sie leben ja in Wien und in Hohenems. Was verändert sich da, wenn Sie da oder dort sind? Wie verändert das Ihr Wesen, Ihre Stimmung, Ihren Ausblick, Ihren Weitblick, auch Ihr Tun und Ihr Sein?

Köhlmeier: Also ich muss sagen, so an so einer Stelle wie hier war ich schon unglaublich lang nicht mehr. Merkwürdigerweise habe ich eher die Lust, in Wien auf den Stephansdom zu gehen, als hier auf die Berge. Ich weiß nicht, woran das liegt, aber vermutlich sind die autochthone Bevölkerung, die wird immer von außen darauf aufmerksam gemacht. Die Berge sind ja alle erst erstiegen worden, nicht von den Bergbauern, sondern von Engländern, Holländern oder Deutschen. Und da bin ich ein bisschen vielleicht ein primitiver Autochthone, wenn ich hier in Vorarlberg bin und schaue lieber auf die Berge hinauf, als dass ich hinaufgehe. Und wenn ich dann oben bin, denke ich mir eigentlich, schade, muss ich mir wieder vornehmen.

Stöckl: Aber wenn Sie so im Railjet von Wien nach Richtung Vorarlberg sitzen und die Veränderung der Landschaft wahrnehmen, erst die weite Ebene und dann ändert es sich, dann wird es ein bisschen höher und dann kommen Sie hier und es wird noch höher. Wird es innen geistig enger oder wird es weiter?

Köhlmeier: Nein, das wird natürlich nicht enger, aber das hat gar nichts mit der Landschaft zu tun, sondern einfach mit Heimat. Ich bin aufgewachsen im Rheintal in Vorarlberg, in der Stadt, die man vermutlich in Vorarlberg das hässliche Entlein nennt, Hohenems, so widersprüchlich und was weiß ich was alles. Ist auch nicht unbedingt schön überall, aber man liebt es, weil es die eigene Heimat ist. Und wenn ich hierherkomme, dann ist so eine Vertrautheit da, die dann gar nicht mehr die Frage stellt, ist es schön oder nicht schön.

Stöckl: Sie sind der Schriftsteller, ein Mann der Worte, der natürlich auch weiß, wie wichtig die Achtsamkeit ist, mit Worten umzugehen. So gibt es eine Formulierung, die heißt, man bezwingt einen Berg. Ist denn das überhaupt möglich?

Köhlmeier: Nein, das ist so eine Illusion. Das kommt aus einer Zeit heraus, als so ein Optimismus da war, wo man geglaubt hat, erstens hat man geglaubt, es ist möglich, die Natur zu bezwingen, zweitens hat man geglaubt, es sei gut, die Natur zu bezwingen. Heute weiß man, es ist nicht gut, die Natur zu bezwingen und möglich ist es auch nicht.

Stöckl: Die Achtsamkeit der Worte, Sabrina Nitz, das ist ja ein Thema, wenn man in der Behindertenarbeit tätig ist, das auch ganz wichtig ist. Da gibt es bestimmt einige Formulierungen und Begriffe, mit denen Sie Ihre Probleme haben. Mir fällt spontan das an den Rollstuhl gefesselt ein. Was tut das mit Ihnen?

Nitz: Ja, wenn man so das Wort hört, das Gefühl, warum sollte ich an den Rollstuhl gefesselt sein? Ohne Rollstuhl habe ich nicht die Möglichkeit, meine Wohnung zu verlassen, hier zu sein. Also für mich ist der Rollstuhl kein Hindernis oder irgendeine Fessel, wo mich an etwas kettet, sondern er gibt mir die Möglichkeit, dass ich selbstständig Dinge unternehmen kann. Ich denke, gerade in der Behindertenarbeit ist es... Sicher wichtig, wie man die Menschen betitelt, die unterschiedlichsten Menschen mit Behinderungen. Aber ich denke, im Endeffekt soll einfach der Mensch im Vordergrund stehen und die Behinderung ist dann einfach ein Teil von seiner Persönlichkeit.

Stöckl: Aber es gibt Menschen mit Behinderung, die da auch sehr unterschiedlich locker damit umgehen. Manche sagen, das ist eigentlich ganz egal, Hauptsache wir reden und wir sind im Gespräch und wir bleiben darüber. Und wenn das wer so sagt, ist es auch okay. Andere sind sehr heikel. Wie geht es Ihnen damit?

Nitz: Genau, also mir muss ich sagen, ich bin da eher recht offen. Ich sage, wenn mich jemand fragt, wieso möchtest du gerne, dass man dich nennt, dann sage ich einfach, ja, so die Betitlung Menschen mit Behinderungen passt für mich gut. Oder aber, es war ganz spannend, Anfang 2006 habe ich in dem Verein Reiz-Selbstbestimmt Leben Vorarlberg kennengelernt und damals im Februar fand der erste Krüppelball statt. Das war für mich natürlich auch sehr spannend. Wir hatten natürlich sehr viel Medienpräsenz, da natürlich viele Leute sich aufgeregt haben, wie kann man dann nur Krüppel und so nennen. Und ich habe dann einfach bei den Organisatoren, also haben wir das intern auch oft diskutiert und gesagt, eigentlich ist es egal, wie man es nennt, sondern es soll einfach eine Begegnung, ein Ball sein für Menschen mit und ohne Behinderung und der Spaß soll im Vordergrund stehen.

Stöckl: Wie gehen Sie damit um? Darf man einen Menschen mit Behinderung Krüppel nennen? Würden Sie es je tun?

Köhlmeier: Wenn ich wüsste, den verletzt das, dann würde ich es natürlich nicht verwenden. Aber ich gebe zu bedenken, ich sage es mal beim Wort blind, das ist ein negatives Wort. Negativ nicht in einem wertenden Sinn, sondern ich sage etwas, was jemand nicht hat. Das heißt, wenn ich jemanden sehbehindert nenne, dann definiere ich ihn von meiner, der sehenden Warte aus. Ich sage, ich sehe und du bist behindert im Sehen. Das heißt, du siehst nicht so gut wie ich. Wenn ich ihn ein Blinden nenne, dann ist es ein eigener Begriff. Dann ist es keine negative Deutung, wiederum negativ, nicht im wertenden Sinne, sondern ich sage ihm nicht etwas, was er nicht ist, sondern ich sage, du bist etwas. Du bist ein Blinder, du bist ein Lahmer oder du bist ein Krüppel. Dieses Wort ist natürlich, das Wort Krüppel ist sehr, sehr negativ konnotiert. Aber ich finde, es wird eine Zeit kommen, da wird man sagen, Menschenskind mal... Die Sehenden, die Hörenden, die Gehenden haben sich erdreistet, die anderen alle von ihrem Standpunkt aus zu beurteilen und zu sagen, du bist nur halb ich oder du bist überhaupt nicht ganz ich.

Stöckl: Welche Form der Diskriminierung empfinden Sie in Ihrem täglichen Leben oder in Ihrem bisherigen Gewordensein?

Nitz: Diskriminierungen würde ich jetzt sagen, dass es oft einmal vielleicht auch die Barrieren darstellen, egal ob das jetzt bauliche Barrieren sind oder auch vielleicht menschliche Barrieren, dass man da einfach oft nicht die gleichen Möglichkeiten hat, in öffentliche Gebäude reinzukommen, wie jetzt ein Mensch, der gehen kann. Also dort immer wieder, es hat sich schon einiges getan, aber ich sage spezifisch zu dem Begriff Inklusion, dass wirklich alle... gemischt, wirklich ganz inklusiv in einer Gesellschaft miteinander leben, ist ein großes, wichtiges Ziel. Und wo wir von unserer Arbeit her auch natürlich sehr stark unterstützen und verfolgen möchten.

Stöckl: Sie sind groß geworden mit einem Einblick in die Lebenswelt eines Menschen mit Behinderung, sag ich jetzt mal so kompliziert, nämlich Ihrer Mutter, die nach der Geburt ihres letzten Kindes war die linke Körperhälfte gelähmt. War das für Sie selbstverständlich? War das normal? War das anders? Wie war es?

Köhlmeier: Ich habe sie eigentlich präsent nur mit Krücken, Stützapparat oder im Rollstuhl. Und als Kind war das für mich vollkommen selbstverständlich. Ich habe da nie in irgendeiner Weise darüber nachgedacht. Und ich habe mit dieser Selbstverständlichkeit gelebt. Ich habe auch damit gelebt, mit der Selbstverständlichkeit, dass ich viele Sachen nicht tun konnte. Das heißt, wenn ich drei Schritte zurückgetreten bin, war ich für sie effektiv unerreichbar. Das hat aber zur Folge gehabt, dass sie... Sie musste, nicht wollte, sondern sie musste Vertrauen zu mir haben, anders wäre es gar nicht möglich gewesen. Sie musste, weil wenn ich gesagt habe, ich gehe

weg, dann konnte sie nicht mehr nachlaufen und mich suchen. Und das hat wiederum zur Folge gehabt, dass ich eigentlich nie auf die Idee gekommen bin, dieses Vertrauen zu missbrauchen, weil es vollkommen selbstverständlich war.

Stöckl: Sie kennen die Situation andersrum, nämlich Sie sind behinderte Mutter eines noch sehr kleinen Sohnes. Ihr Sohn Jamie Noel ist zweieinhalb Jahre. Merken Sie da jetzt schon, dass er irgendwie einen Unterschied in der Mobilität zwischen Mama und Papa beispielsweise wahrnimmt oder dass sich da die Betrachtung seiner Mama im Rollstuhl irgendwie verändert?

Nitz: Absolut. Also es gibt so zwei tolle Szenen, wo sich immer wieder mal wahrscheinlich immer mehr darstellen werden. So der Moment, wenn ich ihm etwas sage, das darfst du jetzt nicht, das ist gefährlich. Und er findet es lustig oder ich möchte ihn bitten, dass er zu mir kommt und er möchte nicht, dass ich ihn fangen soll. Dass er das dann natürlich ausnützt und er irgendwo hinaufsteigt, dass ich ihn nicht erreichen kann. Aber andererseits muss ich auch sagen, wie der Herr Köhlmeier gesagt hat, wenn wir zum Beispiel im Straßenverkehr sind, wo er wirklich weiß, da muss er einfach auch achten. Und das gefährlich ist, dass wenn ich sage, Stopp, er wirklich stehen bleibt und wir dann gemeinsam und sicher die Straße überqueren können. Und aber noch zur letzten Sicherheit begleitet uns natürlich auch eine persönliche Assistentin, wo ich dann immer schauen muss, dass die Assistentin auch weiß, okay, es funktioniert und sie nicht das Gefühl hat, sie muss ihm hinterher eilen. Natürlich aus letzter Sicherheit sage ich es mir das lieber, wenn wirklich griffbereit jemand zur Verfügung ist, falls es mal nicht klappen sollte. Aber ich habe das Gefühl, dass er das ganz gut abschätzen auch kann, dass die Mama da nicht hinterherkommt.

Stöckl: Der Hintergrund Ihrer Behinderung, Sabrina, ist die Versteifung der Gelenke, ein Gendefekt, eine Erbkrankheit, die auch eine genetische Komponente hat. War das in der Frage, wollen wir mal Eltern werden, will ich ein Kind haben, ein Thema, das eine große Rolle gespielt hat und wie sind Sie damit umgegangen?

Nitz: Auf jeden Fall, also es war ein sehr großes Thema. Ich war damals mit meinem Partner, habe ich mich informiert bei einer humangenetischen Beratung, inwieweit es ist, dass ich die Behinderung weitervererben kann. Da die Behinderung ja sehr selten ist, konnte man auch nicht ganz genau sagen, wo der Ursprung ist. Man weiß nur, dass zwischen der 8. und 11. Schwangerschaftswoche irgendetwas falsch entwickelt wird. Dann kam das Ergebnis und die Ärzte meinten dann, dass das Risiko bei 5% liegt und bei jeder anderen gesunden Frau in Anführungsstrichen liegt das Risiko bei 3-4%. Und das war dann für uns so das Thema oder für mich selber einfach auch okay. Ich sage, das ist ein kalkulierbares Risiko oder wirklich sehr gering. Und wenn ich wirklich einen Partner habe, mit dem ich mir das gut vorstellen kann, da natürlich der Mann in dieser Beziehung oder in dieser Erziehung noch mal eine andere Rolle hat, wie vielleicht jetzt bei einer gehenden, gesunden Frau, war das für mich natürlich auch ein wichtiges Kriterium.

Stöckl: Wenn das anders beziffert worden wäre von den Ärzten, nämlich deutlich höher. Hätten Sie dann ein behindertes Kind nicht zur Welt bringen wollen, nicht haben wollen?

Nitz: Diese Frage ist schwer zu beantworten. Ich denke, ich habe ein sehr schönes und glückliches Leben und ich habe auch keine Schmerzen. Und ich denke, wenn das Risiko gewesen wäre, höher, oder es jetzt rausgekommen wäre während der Schwangerschaft, dass der Jamie eventuell auch die Behinderung hätte, denke ich, wäre es für mich kein wirkliches Problem gewesen. Natürlich wären manche Situationen vielleicht schwieriger gewesen. Und wir haben uns vorab auch untersuchen lassen, die ungefährlichen Untersuchungen, ob ein Risiko

besteht. Aber dahingehend nur, dass wenn es so gewesen wäre, dass wir dann einfach schon die bestmöglichen Ärzte wirklich in unserer Nähe gehabt hätten.

Stöckl: Haben Sie denn je in Ihrem Leben auch medizinische Möglichkeiten ausgeschöpft oder auch an der Forschung Interesse gehabt, ob es denn etwas gibt, was Ihnen weiterhelfen könnte, was Ihre Einschränkungen, Ihre Behinderung heilen könnte?

Nitz: Ja, also ich hatte vor, wo ich sechs, sieben Jahre war, meine letzte große OP, da waren wir in Heidelberg in Deutschland. Und da gab es dann schon verschiedene Rehabilitationsmaßnahmen. Also ich musste tagsüber und in der Nacht Schienen tragen mit den ganzen Beinen, dass ich tagsüber dann auch teilweise alleine gehen konnte. Doch wie gesagt, es war leider recht spät. Die Ärzte haben dann nur gemeint, dass ich habe es nicht sehr gut angenommen. Ich war, glaube ich, eher schon, also wo ich noch ganz klein war, war ich einfach mit dem Dreirad unterwegs oder bin auf meine Popo rumgerutscht und habe so eigentlich alles erreicht, was ich erreichen möchte. Und die Schienen für mich eher immer so ein Zwang oder eine Qual waren. Und da haben einfach die Ärzte dann auch gesagt oder meine Eltern gemerkt, okay, ich glaube, sie hat sich mit dem Rollstuhl... es ist angefreundet oder kann so mehr erreichen. Und deshalb haben wir das in diesem Zeitalter gar nicht mehr so forciert.

Stöckl: Herr Köhlmeier, Ihre Mutter hat nicht die Forschung bemüht, sondern den Glauben. Sie ist alle vier Jahre nach Lourdes. Woran hat sie geglaubt?

Köhlmeier: An die römisch-katholische Kirche mit einer Inbrunst, die schon fast heidnisch war, muss ich sagen. Also an die Mutter Gottes und an all das hat sie geglaubt. Ganz, ganz fest. Hat sie an ihre Heilung geglaubt? Absolut. Das ist fast wie ein Lourdes Wunder. Weil alles auf vier Jahre ungefähr sind meine Eltern nach Lourdes gefahren. Und das war immer so gleich. Zwei Jahre bevor sie hingefahren sind, hat sich meine Mutter schon gefreut drauf. Ich bin im Oktober geboren und sie hat gesagt, pass auf Michael, wir kommen im Sommer dann wieder zurück. Ein bisschen Zeit muss man noch geben. Aber nach deinem Geburtstag, also im Oktober, dann gehen wir miteinander auf die hohe Kugel. Das ist unser Hausberg in Hohenems. Immerhin 1600 Meter hoch, aber man kann da gemütlich raufgehen. Und die sind runtergefahren und kamen dann rauf. Ich habe dann auch gesehen, in der Nacht kamen sie, meistens, weil es ein langer Weg ist, dass mein Vater sie wieder reingetragen hat. Und dann hat sich das Ganze umgedreht. Dann war sie auch, so glücklich wie sie war, sich zwei Jahre darauf zu freuen, so glücklich war sie die nächsten zwei Jahre im Rückblick. Wie sie immer genannt hat, das ist das Paradies der Krüppel. Oder die Republik der Krüppel, hat sie gesagt. Dort fällt man auf als Normaler. Und es ist tröstlich. Du findest dort immer einen, der noch schlechter dran ist als du. Und der ganze Kofferraum war voll Lourdes-Wasser. Das ist allmählich verbraucht worden. Am Schluss hat man es dann mit Hochquellwasser von der hohen Kugel ein bisschen gestreckt. Wenn man es ansetzt über ein paar Wochen, dann hat es dieselbe Wirkung. Und sie hat sich wieder die nächsten zwei Jahre darauf gefreut, dass sie runterfährt. Sie war von ihrem Temperament her ein sehr fröhlicher und ein sehr positiv denkender Mensch, optimistischer Mensch. Was aber nicht heißt, dass sie natürlich manchmal Augenblicke gehabt hat, größter Verzweiflung. Ich wollte gerade vorhin noch sagen, es gibt ja ganz merkwürdige Arten der Diskriminierung, wobei das Wort jetzt böse ist, aber es gibt auch welche, die gar nicht als solche gemeint ist. Also zum Beispiel, wenn man zu jemandem mit einer Behinderung, ich verwende jetzt dieses Wort, besonders freundlich ist. Da konnte meine Mutter sagen manchmal, wieso sind Sie zu mir so freundlich? Ich kann nur nicht gehen, ich bin aber kein lieber Mensch deswegen. Ich bin genauso böse wie Sie. Sie brauchen zu mir nicht besonders freundlich zu sein. Genauso wie manchmal früher war das manchmal so, dass dann Leute besonders laut mit meiner Mutter geredet haben. Ich kann nur nicht gehen. Hören kann ich gut. Aber es gibt eine Art, da durchzuckt es mich manchmal, wenn

ich mit Leuten zusammen bin, also mit einem Blinden, ein lieber Freund von mir, George Nussbaumer ist blind, dass dann Leute besonders freundlich sind. Dann durchzuckt es mich. Und dann möchte ich manchmal zu denen richtig provokant sagen, du sei nicht so freundlich, das ist ein Arschloch. Ich wüsste, meine Mutter, die mochte so etwas nicht. Die hat auch gern drüber geredet übrigens. Also im Gegenteil. Wenn dann Besuch da war, dann konnte sie hinterher manchmal sagen, jetzt wart ihr zwei Stunden bei uns. Und hat mich ja nicht ein einziges Mal gefragt, warum ich im Rollstuhl sitze. Das hat sie eigentlich empörend gefunden. Und ich finde, das ist auch so. Obwohl die meistens ja nicht böse sind, sondern da ist man ja verlegen und gehemmt. Das ist ja auch wieder verständlich.

Stöckl: Wie empfinden Sie es, wenn jemand besonders freundlich zu Ihnen ist, so wie es Herr Köhlmeier gerade erzählt hat?

Nitz: Also ich habe im vorigen Gespräch, wo der Köhlmeier und ich uns unten gesehen haben, gesprochen, dass es mir persönlich oft auch lieber ist, wenn die Personen fragen, was ich habe, was ich für eine Krankheit habe oder so. Die Diskriminierung, wenn wir da nochmal kurz zurückkommen, wenn man im Rollstuhl sitzt, hat man automatisch auch eine geistige Behinderung. Also dass oft die Leute von solchen Sachen einfach ausgehen, ohne wirklich dahinter schauen zu können oder sich eben auch trauen, wirklich das zu fragen. Ich denke auch, wir möchten behandelt werden wie jeder andere Mensch auch und nicht so immer lieb über die Wange gestreichelt werden. Ach, ist ja toll, dass du auch hier bist.

Stöckl: Was heißt selbstbestimmtes Leben. Das ist das, was Sie wollen und anderen Menschen mit Behinderung ermöglichen wollen. Was heißt das? Auch in dieser Ambivalenz zwischen ein selbstbestimmtes Leben führen und ein Leben, in dem es einfach, behindert oder nicht, auch darauf ankommt, in gewissen Situationen Hilfe anzunehmen.

Nitz: Also ich habe die Selbstbestimmt Leben Bewegung vor knapp acht Jahren kennengelernt. Damals war ich auch so in dem Alter, so das Thema unabhängiger von zu Hause werden, weil früher meine Eltern, hauptsächlich meine Mama immer sehr viel für mich da war und mich unterstützt hat. Und da habe ich so mal die Philosophie der Independent Living Bewegung kennengelernt. Um eben auch ein selbstbestimmtes Leben zu ermöglichen, gelingt das mit der persönlichen Assistenz. Konkret bedeutet das einfach, dass ich meinen Alltag selber gestalten kann, so wie ich das möchte, nach meinen eigenen Bedürfnissen, Wünschen und Vorstellungen. Ich konkret in meinem Fall habe fünf persönliche Assistentinnen. Das heißt, ich bin Arbeitgeberin, ich stelle die Assistenten selber ein, ich leite sie an, ich bezahle die Assistenten und ich mache den Dienstplan. Also ich gestalte meinen Alltag nach meinen eigenen Bedürfnissen und Wünschen. Natürlich jetzt dahingehend auch nach den Bedürfnissen von meinem Sohn Jamie, wo sich natürlich schon einiges auch verändert hat. Aber ich denke auch, dass es einfach wichtig ist, den Menschen auch andere Möglichkeiten aufzuzeigen, dass sie sehr wohl auch unabhängig von Familie, von Institutionen oder auch Sonderschulen wirklich ein Leben leben können, wie andere Menschen auch im Rahmen von der persönlichen Assistenz. Und dass dort die Möglichkeit der Hilfe, wie Sie auch angesprochen haben, es einfach ganz klares Verhältnis gibt. Also es soll auch nicht immer nur auf familientechnischer Hilfe beruhen oder auch Ehrenamt, sondern es ist ganz klar ein Dienstverhältnis. Die Assistentin weiß, wann sie kommt, sie bekommt dafür auch ein Geld. Und deshalb ist es für mich auch klarer oder einfacher, sage ich mal, meine Wünsche wirklich äußern zu können.

Stöckl: Sie sagen, es ist eine Dienstleistung, aber alles, was im sozialen Bereich passiert, ist nicht irgendeine Dienstleistung. Da geht es um sehr persönliche, sehr private, oft eben auch

sehr intime Tätigkeiten. Wie schwierig war das für Sie, das auch zuzulassen, das auch anzunehmen?

Nitz: Ich denke, da ich meine Behinderung von Geburt an habe, habe ich das im Großen und Ganzen recht gut annehmen können. Was da natürlich schon wichtig ist, generell auch in Bezug auf die persönliche Assistenz, wenn es natürlich um die Intimsachen geht, sage ich immer, es ist ganz wichtig, dass die Chemie passt zwischen den zwei Personen. Dass einfach Vertrauen da ist und man sich einfach mal prinzipiell sympathisch ist und dann wirklich sehr viel möglich ist.

Stöckl: Michael Köhlmeier, wie selbstbestimmt ist Ihr Leben? Wo sind Sie selbst, wo sind Sie fremdbestimmt?

Köhlmeier: Also ich glaube, dass ich in einem ganz hohen Maße selbstbestimmt bin. Wenn jemand sagt, er ist fremdbestimmt, dann ist das, glaube ich, wenn man es ganz nüchtern betrachtet, meistens durch den Beruf bedingt. Ich habe keinen Arbeitgeber, ich bin mein eigener und ich bin ein großzügiger Arbeitgeber. Also ich kann mir ein noch größeres Maß an Freiheit, ist mir lieber als Selbstbestimmung das Wort, weil es ein schönes, hehres Wort ist. Ist es für Sie ein schönes Wort? Freiheit, schon. Und ich kann es nur, es ist ein gefährliches Wort, weil sobald es den individuellen Bereich verlässt, wird es ganz merkwürdig. Immer dann, wenn sich solche Begriffe mit Pathos verbinden, dann sollte man Abstand davon nehmen. Also wenn jemand sagt, für die Freiheit würde ich auch sterben, dann höre ich gleich als nächstes, er würde vielleicht auch töten dafür.

Stöckl: Wie gut können Sie Hilfe annehmen? Oder waren Sie schon einmal in Ihrem Leben auch in der körperlichen, in der physischen Situation Hilfe annehmen zu müssen?

Köhlmeier: Ja, das war ich schon. Ich war, glaube ich, bis 50 unglaublich gesund. Ich habe nie eine Tablette genommen. Und dann habe ich einen Krebs gekriegt. Und da habe ich Hilfe gebraucht. Dann habe ich fast zehn Jahre lang mit Panikattacken zu tun gehabt. Da braucht man viel Hilfe. Dann habe ich einen Herzinfarkt gehabt, brauchte ich auch Hilfe. Und so kommt es halt irgendwie zusammen. Und letzten Endes war es immer hinterher so, dass ich mir gedacht habe, ja, irgendwie zeichnet mich das aus, so wie die Indianer, die ihre Narben zeigen.

Stöckl: Aber konnten Sie diese Situationen, diese Hilfeleistungen auch gut annehmen? Oder wie schaut es mit einem selbstbestimmten Patienten aus? Das ist ja dann auch so ein Schlagwort. Oder sagen Sie, puh, jetzt gebe ich mich auf, jetzt seid ihr dran.

Köhlmeier: Ich konnte das nicht gut annehmen, weil immer das Gefühl da ist, man fällt jemandem auf die Nerven. Oder dass einerseits das oder andererseits auch das. Ich bin jetzt gezwungen, permanent einen Menschen um mich zu haben. Und das halte ich schwer aus, muss ich sagen. Aber vielleicht ist es auch, weil ich das als Kind nicht gekannt habe. Ich bin so auf eine liebevolle Art und Weise verwahrlost aufgewachsen. Und das ist fast das Beste, was man sich vorstellen konnte. In dem Sinne, ich habe gewusst, ich muss selbstbestimmt sein. Aber so anzunehmen, dass jemand sagt zu mir, jetzt lass einfach los, leg deinen Kopf an meine Schulter, ich halte dich fest, das ist mir sehr schwergefallen.

Stöckl: Erika Pluhar hat im Gespräch mit Martin Töchterle hier in der Sendung Gipfel-Sieg gesagt, dass sie die Wunde, die durch den Tod ihrer Tochter Anna entstanden ist, als ebenso massiv wie eine körperliche oder seelische oder geistige Behinderung empfindet. Sie und ihre Frau mussten auch den Tod ihrer Tochter Paula er- und überleben. Würden Sie das auch so sehen?

Köhlmeier: Ja, das würde ich auch so sehen. Also ich würde mir lieber ein Messer In den Bauch stechen lassen, als so etwas nochmals zu erleben.

Stöckl: Sie wurden einige Male in Interviews gefragt, ob das Schreiben nach so einem Schmerz auch so etwas wie eine therapeutische Kraft hat. Und Sie haben immer gesagt, man kann sich dieses Trauma nicht von der Seele schreiben. Sie versuchen es bloß in eine Form zu bringen. Wie schaut diese Form heute aus?

Köhlmeier: Erstens würde ich auf diese Trauer nie verzichten wollen, weil das ist ja ein Teil meines Lebens und das gehört zu mir. Aber der Gedanke an die Pauli ist immer da, der ist permanent da. Und wie soll ich sagen, das ist mehr als eine Wunde eigentlich, das ist wie ein Tod. Auch für einen selber. Manchmal fällt es mir noch so ein und ich denke mir eigentlich, dass ich... Aber ganz selten kommt es so vor, dass ich eigentlich denke, dass ich ein Untoter bin, ein Nosferatu. So ist das manchmal. Aber das ist dann auch so, dann tröstet man sich mit schwarzem Humor, das ist das Gleiche. Aber dann geht es mir für einen Augenblick besser und muss selber ein bisschen lachen drüber. Und das ist dann schon eh das Beste drüber. Aber der Schmerz ist nicht mehr so gallig, wie er am Anfang war, weil er ist natürlich immer wieder da. Da braucht es nicht viel, da müssen Sie nur drei Worte zu mir sagen, dann ist er wieder da.

Stöckl: Wann oder überhaupt konnten Sie für sich wieder erkennen, dass das Leben trotzdem schön, trotzdem glücklich ist, auch wenn es anders schön, anders glücklich ist?

Köhlmeier: Ich habe das gleich so gefühlt. Also ich habe irgendwie komischerweise oder merkwürdigerweise nicht gehadert. Ich bin so wortlos bei diesem Thema, wissen Sie. Und obwohl ich schon viel darüber geschrieben habe, immer wieder und so. Aber es ist so, wie wenn ich Sie bitten würde, jetzt eine Musik, die Sie besonders lieben, mir so zu beschreiben, dass ich weiß, was Sie meinen. Das können Sie nicht. Das geht irgendwie halt nicht. Das muss man auch akzeptieren.

Stöckl: Sabrina, glücklich sein zu können, das ist ja auch etwas, was Menschen mit einer Behinderung oft abgesprochen oder zumindest in Frage gestellt wird. Also dieses, ich sehe zwar eine strahlende, hübsche, junge Frau, aber die ist behindert. Kann die denn glücklich sein? Können Sie?

Nitz: Ich kann es, ja. Und ich bekomme auch oft die Rückmeldung, dass ich es auch ausstrahle. Also ich denke, dass es ganz wichtig ist, auch in meiner Arbeit oder in meinem Privatleben, anderen Menschen, die auch eine Behinderung haben, einfach auch die Möglichkeiten aufzuzeigen, was ein Leben mit Behinderungen für Möglichkeiten, für Chancen hat. Dass man den Menschen wirklich versucht, in den Mittelpunkt zu setzen, seine Ressourcen und Stärken herauszuholen und nicht daran festzumachen, was er nicht kann oder was er nicht hat.

Stöckl: Wird es, Michael Köhlmeier, in unserer Welt, in unserer Leistungsgesellschaft immer schwieriger, eben auf diejenigen zu schauen, die schwächer sind, die langsamer sind, die anders sind und auch die Andersartigkeit, die Langsamkeit, die Schwäche als Qualität zu erkennen?

Köhlmeier: Mich würde interessieren, was Sie dazu meinen, weil ich habe das Gefühl, dass es besser ist, als es schon mal war. Vielleicht auch deswegen, weil es ein dialektischer Prozess ist, weil wir in so eine Leistungsgesellschaft eingebunden sind und deswegen die Hilfsbedürftigkeit nicht nur eines behinderten Menschen, sondern jedes Menschen viel greller heraus. Und auch viel deutlicher werden. Und deshalb bilden sich natürlich auch, wie Sie erzählt haben, bilden sich natürlich auch all jene Kräfte, die darauf aufmerksam machen, bilden sich mehr heraus.

Also bin ich so optimistisch, dass das sogar dazu führt, dass da vorsichtiger und genauer darauf geachtet wird, auf so irgendetwas.

Stöckl: Sabrina, jetzt teilen Sie diese Einschätzung von Michael Köhlmeier, dass manches doch besser geworden ist. Auf jeden Fall. Und ich denke schon, dass der Druck auch größer geworden ist, da natürlich auch immer wahrscheinlich auch mehr Menschen mit Behinderungen sich einfach auch, sage ich jetzt mal ganz überspitzt, auf die Straße trauen und einfach auch mehr am Leben teilnehmen möchten, dass sie nicht mehr wie früher oft, da rede ich jetzt vor vielen, vielen Jahren, früher einfach nur zu Hause bleiben durften, quasi die Eltern sie fast wie weggesperrt haben, sondern wirklich leben können und möchten, wie andere Menschen auch. Dahingehend arbeitet natürlich auch die UN-Menschenrechtskonvention, die baulichen Barrieren einfach zu bekämpfen und schauen, dass gerade die öffentlichen Gebäude oder auch diverse Cafés, Diskotheken, was auch immer, barrierefrei zugänglich sind und auch holzschulgeeignete Toiletten vorhanden sind. Das ist natürlich auch ein Thema, das entsprechend Geld kostet in einer Zeit, in der das Geld nicht weniger geworden ist, aber wir nicht immer ganz sicher sind, wo es genau ist gerade. Ist das natürlich ein großes Thema, dieser Verteilungskampf, wo liegen die Prioritäten? Und das ist natürlich Menschen, die selbst nicht wissen, wie sie ihre nächste Miete zahlen, oft schwer zu erklären, dass viele finanzielle Aufwendungen für Barrierefreiheit aufgewendet werden. Da entsteht sehr schnell die Frage, was steht Behinderten alles zu? Was antworten Sie diesen Menschen?

Nitz: Die gleichen Rechte wie Menschen ohne Behinderungen. Mit allen Möglichkeiten und Herausforderungen, die das mit sich bringt. Gerade jetzt werden Anzeigen geschaltet vom Sozialministerium, dass ab 1.1.2016 der gesetzliche Rahmen jedenfalls vorsieht, dass Österreich barrierefrei ist. Und sehr viele Wirte, Lokale fragen sich, wie soll ich das machen? Wie sollen sie? Ich denke, das ist eine gute Frage und ist sicher auch ein Prozess. Und ich denke, es ist wichtig, es so krass einzufordern. Das merken wir auch in unserer Arbeit. Um wirklich etwas zu bewegen oder zu erreichen, muss das Ziel ganz klar und ganz hoch sein, dass sich überhaupt etwas bewegt und in die Richtung auch einfach geht, denke ich.

Stöckl: Michael Köhlmeier, wo muss am meisten angesetzt werden in diesem Verteilungskampf, der oft ein Verteilungskampf ist für Menschen, die, sagen wir mal, am Rande stehen, und damit meine ich jetzt nicht nur Behinderte, damit die nicht im wahrsten Sinne des Wortes unter die Räder kommen? Ist das ausschließlich die Aufgabe der Politik, da die Weichen zu stellen?

Köhlmeier: Wir sind ja eine Demokratie und wir machen uns ja die Politiker nach unserem Ebenbild.

Stöckl: Es ist ein hartes Urteil.

Köhlmeier: Ja, ich glaube aber richtig. So müsste man dann immer sich selber fragen halt auch. Wenn ich jemanden treffe, einen Menschen, wird sie, und ich sehe sie an und ich sage, sie ist nicht wie ich. So ist eine Feststellung, das sagt noch gar nicht viel. Wenn ich allerdings sage, sie ist nicht wie wir, dann ist Dynamit drin in dieser Feststellung. Weil dann bilde ich ein Kollektiv, in dem ich nicht mehr die Verantwortung allein trage und wo ich für alles mögliche, und das meine ich jetzt nicht nur in Bezug auf Behinderte, das ist in Bezug auf andere Hautfarbe haben, wir wissen alles, was wir meinen. Um zu diskriminieren, ist es immer notwendig, zuerst ein Kollektiv zu bilden, eine Rotte. Ich kann nicht jemanden von mir ausschließen, ich kann nur jemanden von uns ausschließen. Und das finde ich die philosophische Aufgabe des Jahrhunderts in dieser Völkerwanderungszeit, in der wir sind, dass wir um uns große Gedanken machen um diesen Begriff des Wir. Wir können ohne den Begriff des Wir nicht leben, nicht sein. Das Wir hat diese wohlige Kuhstallwärme, hat es auch natürlich, aber das ist ein böser und vielleicht, wenn man

es genau unter die Lupe nimmt, der böseste Kampfbegriff, den man sich vorstellen kann. Und darüber müsste man sehr, sehr viel nachdenken, wie ich überhaupt der Meinung bin, dass natürlich in all diese Diskussionen die Philosophie wieder einen großen Stellenwert einnehmen müsste. Aber das soll bitte nicht wertend und nicht pathetisch gesehen werden, weil dann finde ich, dann zerbröckelt das alles immer zum Poesiealbum zusammen und das möchte ich nicht.

Stöckl: Über den Pathos müssen wir noch reden, über Ihre Abneigung oder über die Haare, die es Ihnen da aufstellt, weil der ja auch gerade in der Darstellung des Themas Behinderung in den Medien eine wichtige Rolle spielt. Aber vorher die Frage an Sie, Sabrina. Wie wichtig ist dieses Wir für Sie und für Ihre Arbeit auch? Ich treffe immer wieder behinderte Menschen, die sich da auch sehr wohl abgrenzen wollen. Die sagen, ich will eigentlich nicht zur Gruppe der Behinderten gehören. Ich bin da nicht dabei. Ich bin zwar im Rollstuhl oder ich bin blind oder ich habe das oder das, aber ich will nicht zu den Behinderten gehören. Wie gehen Sie damit um und wie wichtig ist auf der anderen Seite dieses Wir dann doch auch wieder, um Anliegen durchzusetzen?

Nitz: Vielleicht kurz zu meiner persönlichen Geschichte. Ich bin eigentlich bis knapp zu meinem 20. Lebensjahr hauptsächlich ohne Menschen mit Behinderungen in Kontakt gewesen. Also das heißt, ich war in einer Integrationsklasse, Integrationsschule und meine Freunde oder Familie hatte ich keinen Gleichgesinnten sozusagen. Bin dann erst damals Ende 2005 eben zu Reiz gestoßen. Das war damals für mich dann ganz spannend auch zu sehen, was es dort für Möglichkeiten oder Ressourcen noch gibt, selber aus mir persönlich herauszukitzeln. Ich erinnere mich an eine Situation, wo ich bei einem Freund zu Hause war, ja selber auch Rollstuhlfahrer. Dann hatten wir noch einen guten Freund dabei, der ist Spastiker. Und irgendwie war es kalt, wir wollten Kerzen anzünden oder uns eine Flasche aufmachen. Es war aber kein Nichtbehinderter da, also mussten wir ganz kreative Lösungen finden, um das umzusetzen, was wir einfach in dem Moment wollten und brauchten. Und es gelang uns auch. Und das habe ich zu Hause nie wirklich... gebraucht, weil wenn ich irgendwas nicht konnte oder es einfacher war, dann ließ ich es meinen Eltern oder meinen nichtbehinderten Freunden machen. Also bei mir persönlich habe ich da wirklich entdeckt, dass es ein gemeinsames Wir gibt. Also ein gemeinsames Wir meine ich damit ein Wir von Menschen mit und ohne Behinderungen. Ganz so im Sinne von der Inklusion auch, dass es nicht diese Grüppchen gibt, die Behinderten. Die Schwarzen, die Weißen, die Nichtbehinderten, sondern wirklich jeder, so ganz bunt wie er ist, einfach mit in der Gesellschaft leben soll und auch seinen Platz nehmen kann. Und jeder voneinander auch was lernen und mitnehmen kann. Also ich denke, das ist ganz was Wichtiges.

Stöckl: Wir merken in Diskussionen mit behinderten Menschen, dass es da so wie Hierarchien untereinander gibt. Also sozusagen Sie sind eine Behinderte, die es gut erwischt hat und dann gibt es andere, die haben es schlechter erwischt. Wie empfinden Sie das selber? Sind das Gedanken und Diskussionen, die Sie oft führen?

Nitz: Ich glaube, wir in unserem Kreis, wo wir viel untereinander sind, eher weniger. Aber ich denke, dass das oft von Nichtbehinderten oder teilweise von anderen Betroffenen das Thema ist. Wie vorher auch schon mal kurz angesprochen. Ich brauche sehr viel Unterstützung und Assistenz im Alltag, da bei mir eben die Beine und die Arme auch betroffen sind. Trotzdem manchmal ist ja der Wink, wenn es einem jetzt vielleicht nicht so gut geht oder so, oder man ganz sehr unzufrieden ist, ja, dass es doch noch auch Leute gibt, denen es wirklich schlecht geht. Und ich eigentlich, ich bin gesund, ich habe eine tolle Familie, ich habe eine tolle Wohnung, ich habe tolle Freunde. Arbeit, also so viel Positives auch, oder? Aber natürlich auch manchmal die Momente, wo es einem nicht so gut geht oder einfach manchmal auch ein bisschen schwerer natürlich ist.

Stöckl: Was fehlt Ihnen?

Nitz: Die Freiheit und das Alleinsein.

Stöckl: Aber das hat jetzt nur am Rande mit der Behinderung zu tun?

Nitz: Am Rande, ja. Also ich denke, durch die körperliche Einschränkung ist das Thema, wie der Herr Köhlmeier schon auch angesprochen hat, so die Präsenz, dass immer Leute um einen herum sind. Aber wir das eigentlich recht gut organisiert haben bei mir im Assistenzteam, dass trotzdem noch die mögliche Privatsphäre auch einfach gegeben ist.

Stöckl: Michael Köhlmeier, ein Thema, das ich noch mit Ihnen unbedingt besprechen muss, ist eben der von Ihnen einige Male angesprochene Pathos. Pathos und Behinderung, vor allem in der Darstellung in den Medien. Was darf es sein? Was darf es sein an Pathos, auch um Menschen zu erreichen, um sie zu berühren, ihre Herzen, möglicherweise auch die Geldbörsen, wenn es darum geht, Spenden zu lukrieren? Wo ziehen Sie die Grenze, wo Sie sagen, das geht sich gar nicht aus?

Köhlmeier: Ich ziehe dort die Grenzen ziemlich eng, muss ich sagen. Also ich möchte nicht bei einer Benefizveranstaltung mittun, die noch für so gute Sachen wirbt, die mir geschmacklich zuwiderläuft. Also das ist etwas, da kommt mir also wirklich das Essen hoch, muss ich sagen. Und wenn es sich dann noch mit Pathos zusammentut, also um kurz zu fassen, du bist zwar hier hinieden, bist du zwar behindert, aber dafür wirst du dann nachher irgendwo direkt aus dem Rollstuhl in den Himmel gehoben. Meine wirklich, bis zum Anschlag katholischer Mutter hat das rasend gemacht. Der hat das rasend gemacht. Auch war es für sie kein Trost, wenn jemand zu ihr gesagt hätte, wer weiß, wozu es gut ist. Das ist obszön, so etwas zu sagen. Das kommt mir immer so vor, da nimmt man sich nicht ernst. Wie Sie vorhin gesagt haben, nur weil Sie im Rollstuhl sitzen, sind Sie deswegen geistig sehr viel anderen Haus hoch überlegen. Das hat mit dem nichts zu tun. Und das ist immer so ein bisschen gönnerhaftes Herabblicken.

Stöckl: Sie sind ein Mann der Worte, Sie schreiben Romane, Sie schreiben Geschichten, Sie schreiben Gedichte, Sie schreiben Lieder, Sie schreiben Hörspiele und Sie sind Legastheniker. Empfinden Sie das als eine Behinderung?

Köhlmeier: Jetzt nicht mehr so sehr. Erstens mal hilft mir das Computerprogramm sowieso dabei. Und wenn ich das Wort vielleicht so schreibe, dass außer dem V und dem T am Schluss kein Buchstaben an dem Platz ist, wo er hingehört, dann ist der Computer so geschult, dass er das sehr gleich ausbessert. Aber ich habe früher schon darunter gelitten als Kind, weil ich da gewusst habe, oh weh, oh weh. Wenn man es darauf anlegt, dann erwischt man mich schlecht. Ich hatte in der Volksschule in der ersten Klasse zumindest eine sehr gute Lehrerin. Es ist noch heute so, wenn Sie mir einen Text geben und sagen, Herr Köhlmeier, Sie haben eine bekannt schöne Stimme, lesen Sie uns diesen Text hier vor. Dann würden Sie in mir sofort den Blutdruck hochjagen, weil ich weiß, ich muss einen Text vorher durchlesen, bevor ich ihn lese. Aber ein Legastheniker, der ist gewöhnt, ein Leben lang Eselsbrücken herzustellen. Das ist eine Intelligenzleistung. Das ist eine Schulung. Das ist besser als Sudoku. Welche Eselsbrücken haben Sie? Ach Gott, ganz viele. Wie ich zum Beispiel unterscheiden kann, ob die Kugel beim kleinen D vor oder hinter dem Strich ist und solche Dinge. Das geht da ins Detail rein. Das sind kleine Reime, die man im Kopf hat. Oder wenn ich eine Jahreszahl lese, 1984, da muss ich mit dem Finger so machen. Weil sonst würde ich 1988, das muss ich jetzt sogar überlegen, ich sage 1984, das ist der Vierer hinten und der Achter vorne, weil sonst würde ich immer 1948 lesen, wie es ja auch logisch wäre. Also ich muss da immer mit dem Zeigefinger so eine Bewegung

machen. Und so weiter und so fort. Das ist ein ganzes Netz, ein großes Netz von Eselsbrücken. Das ist architektonische Hirnleistung.

Stöckl: Sie haben zuletzt einen ganz wunderbaren Roman geschrieben, Zwei Herren am Strand. Es geht um zwei der prominentesten Menschen des 20. Jahrhunderts, um Winston Churchill und Charlie Chaplin, verbunden in einer Erkrankung, an der beide gelitten haben, nämlich der Depression. Und von Churchill stammt eben auch dieser Satz, es gibt drei Sorten von Menschen, solche, die sich zu Tode sorgen, solche, die sich zu Tode arbeiten und solche, die sich zu Tode langweilen. Zu welcher Gruppe gehören Sie?

Köhlmeier: Ich glaube, zu der Sorge. Also ich glaube schon inzwischen.

Stöckl: Sabrina?

Nitz: Sorgen würde ich auch sagen.

Köhlmeier: Made of constant sorrow.

Stöckl: Haben wir die Sorgenspezialisten hier. Eine abschließende Frage an Sie noch, Michael Köhlmeier. Das war das Ziel Ihrer Mutter, wenn sie denn wieder gesund ist und gehen kann, dass sie mit Ihnen auf den Hausberg, auf die hohe Kugel geht. Gemeinsam waren Sie, glaube ich, nicht dort. Alleine schon?

Köhlmeier: Auf der Hohenkugel war ich schon, ja. War ich schon, doch.

Stöckl: In Gedanken.

Köhlmeier: Nein, nein, wenn ich oben war, also Sie meinen, ob ich nur in Gedanken oben war. Wenn ich oben war, habe ich dann oft an sie gedacht. Habe ich oft an sie gedacht. War aber nicht dann wehmütig, sondern irgendwie schmunzelnd, weil dieser Running Gag mit Lourdes hat ja auch was Komisches. Ich meine, Charlie Chaplin, weil Sie ihn angesprochen haben, der hat uns ja gelehrt, dass die wahre Komik ist immer nur, ist derselbe Gegenstand wie die Tragik, nur ein anderer Gesichtspunkt. Und das würde ich in diesem Falle, also was Lourdes und meine Mutter betrifft, das hat was absolut komisches, alle vier Jahre runterzufahren und einen ganzen Kofferraum mit Lourdes Wasser mitzunehmen und dann zu verdünnen. Also ich fand das lustig. Aber er hat natürlich auch was Tragisches. Aber Tragikomödie ist das Höchste, was ein Künstler erreichen kann.

Stöckl: Ihre Mama war in den letzten 45 Minuten sehr viel bei uns, auch weil sie von oben streng runtergeschaut hat, weil sie dieses Gespräch ohne Sakko gemacht hat, trotz Kamera. Hat sie es verziehen?

Köhlmeier: Ich weiß es nicht. Sie haben eben gesagt, wir gehen nie in die Öffentlichkeit ohne ein Sarko, sei es noch so heiß. Aber heute war es wirklich sehr heiß.

Stöckl: Ich bedanke mich sehr herzlich, Sabrina Nitz, Michael Köhlmeier. Dankeschön, danke meinen Gästen hier. Ich bedanke mich für die Gastfreundschaft hier im Silvretta Montafon. Danke Ihnen für Ihr Interesse am Gipfelsieg und wünsche Ihnen noch eine gute Zeit auf Wiederschauen.

Outro: „Gipfel-Sieg: Der Wille versetzt Berge“ ist eine Produktion von ORF III. Hergestellt von Kiwi-TV in Zusammenarbeit mit RollOn Austria.